

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 180.

Donnerstag, 5. August.

1915.

(22. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Emma Hanshofer-Meek.

Von dem Bellen des Hundes war auch Frau Robertus erwacht. Sie hatte eben wieder einschlafen wollen, als sie Schritte hörte, gedämpfte Stimmen, Wasserschnäpfen. Nun warf sie ihr Morgenkleid über und schaute in den Flur hinaus. Sie sah den Dichtschimmer, der aus Bruno's Zimmer kam, den man eben auf das Bett niedergelegt hatte.

Mit großen, angstvollen Augen stürzte sie herein, und als sie das leblose, blutige Gesicht ihres Lieblings erblickte, verfinsterte sie sich, und Oly konnte gerade noch die Wankende umfassen: ohnmächtig lag sie in ihren Armen.

Eine erdrückende Last der Sorge und Verantwortung hatte sich plötzlich auf die Schultern des jungen Mädchens gewälzt, das an dem trübseligen Tag über die Überflüssigkeit und Leere ihres Lebens geseufzt hatte. So antwortete das Schicksal herb und streng auf ihre mühsigen Klagen.

Die Mutter öffnete wohl bald wieder die Augen, und sie fühlte sich dann so müde und schwach, daß sie sich mit der Versicherung trösten ließ: Bruno wäre im dunklen Park gefallen, es sei ohne Bedeutung. Abrißens müsse der Arzt gleich kommen, um den Fanny fortgeeilt sei. Sie ließ sich auf ihr Lager bringen und sank erschöpft in die Kissen. Oly atmete erleichtert auf, als wenigstens die Mutter ruhig schlief. Sie meinte ja ohnedies, der Kopf müsse ihr zerpringen vor langer Erregung. Bruno war noch immer bewußtlos. Nur ein leises Stöhnen, als man ihm die Kleider abziehen wollte, hatte verraten, daß er noch lebe. Fanny kam nicht wieder. Es sollte doch sofort ein Telegramm an den Vater abgehen, damit er, gleich nach seiner Ankunft in München, herausfuhr. Und Anna, nach der man im ganzen Hause suchte, blieb verschwunden.

Als dann der Doktor von Fischbach endlich kam, brachten seine Fragen das junge Mädchen in Verlegenheit. „Wie ist das passiert? Hat der junge Herr Gändel gehabt mit einem Bauer? Soll ich eine Anzeige machen wegen eines Überfalles?“

Sie wollte doch nicht gestehen, daß der Bruder bei einem Stellbildein mit dem Stubenmädchen ertappt, von der aufgebrauchten Mutter verhaßt worden war. „Wir fanden ihn ohnmächtig im Garten“, sagte sie ausweichend.

Gegen Morgen kam Bruno wieder zu sich. Aber er hatte starke Schmerzen und fieberte.

Auch Frau Ada fühlte sich elend, behauptete, daß der Schrecken ihr geschadet habe, und daß sie nicht aufstehen könne. Sie klingelte aber alle zehn Minuten, um zu fragen, wie es Bruno gehe, so daß Oly, die die ganze Nacht nicht aus den Kleidern gekommen war, von einem Schlafzimmer in das andere eilen, dem Bruder Umschläge machen, Mama mit Baldriantropfen beruhigen und ihren Fragen nach Anna ausweichen mußte, während sie selbst sich doch immer mehr um das Mädchen ängstigte.

Fanny irrte mit eingefallenem Gesicht, als wäre sie in der einen Nacht um Jahre gealtert, im Garten umher, hatte keine Ruhe, wenn sie draußen war, schaute wieder scheu nach Bruno, der mit verschwollenem Gesicht, kaum mehr kenntlich, in den Kissen lag, und ward von dem Krankenzimmer wieder weggetrieben durch die Angst um die Tochter.

Als spät am Sonntagabend Dr. Robertus mit Felicitas eintraf, stürzte Oly dem Vater wie einem Erlöser entgegen. Fanny aber kauerte demütig in einem Winkel in Bruno's Stube.

Als Dr. Robertus den Sohn, nachdem er untersucht und konstatiert hatte, daß ihm das Nasenbein zer schlagen worden war, mit bestürztem Gesicht fragte:

„Was hat sich da ereignet? So spricht doch“, schleppte sich Fanny vor ihn hin, fiel ihm zu Füßen und stieß zitternd hervor:

„Herr Doktor! Ach, Herr Doktor! Ich — ich hab's getan! Treten Sie auf mich! Schlagen Sie mich tot! Mir wäre besser! Mein Mädel — Ich hab' mich ja nicht mehr bewußt, wie ich sie vermischt hab' mit einem Schlag in dem zugesperren Güttel, und wie ich sie hab' weinen hören —! Und im Finstern da hab' ich losgeschlagen auf den Sohn von meiner guten Herrschaft. — Zeigen's mich nur an, Herr Doktor, wenn er sterben muß! Ich weiß schon, daß ich ins Buchthaus komm', und ich will ja auch meine Straf' anshalten. Bloß wegen Ihnen, Herr Doktor, tut's mir so schrecklich weh, daß ich Ihnen das angetan hab'.“

Das Gesicht des Arztes war immer ernster und trauriger geworden. Er warf einen finsternen Blick auf den Sohn, der den Kopf gegen die Wand kehrte.

„Stehen Sie nur auf, Fanny!“ sagte Doktor Robertus streng. „Er wird nicht sterben, und wenn das wahr ist — das von Ihrer Tochter — wenn er wirklich dem Mädel nachgestellt hat, dann verdient er die Schläge und verdient auch, daß Sie ihn gebrandmarkt haben! Aber wo ist denn Ihre Anna?“

„Fort ist sie, Herr Doktor. Wir finden sie nirgends!“ jammerte Fanny, noch immer auf den Knien.

„Fort!“ rief er erschrocken. „Aber um Gottes willen, so lassen Sie doch nach ihr schauen! Sagen Sie das doch nicht so ergeben! Mühren Sie sich, Fanny! Sie kann ja nicht weit gekommen sein seit gestern!“

Fanny stand auf und schüttelte den Kopf, müde und apathisch, mit mattem, verstörtem Blick.

„Der Knecht vom Nachbar ist heute früh schon herumgelaufen. Niemand weiß etwas von ihr!“

„Sie hat sich vor Ihnen versteckt — aus Angst. Vielleicht ist sie in die Stadt gefahren?“

„Sie hat ja kein Geld bei sich gehabt“, murmelte Fanny düster.

„Oder sie ist hinauf auf die Asenhöhe, da oben auf dem Berg“, sagte er, sich selbst beruhigend, während er sie tröstete. „Aber, wenn sie zurückkommt, nicht wahr,

dann seien Sie nicht allzu hart mit dem armen Mädch!

Sie nickte nur stumpfsinnig vor sich hin.

Seiner Frau hatte Dr. Robertus ein Pulver verschrieben, und sie konnte in der Nacht schlafen. Nun stand sie am Montag auf und ließ sich nicht zurückhalten, Bruno zu besuchen. Als sie das verschlossene, gänzlich entstellte Gesicht ihres Sohnes sah, gebärdete sie sich fassungslos, rief nach ihrem Mann, nach den Töchtern und forschte in einer verzweifelten Szene nach der Ursache dieses Unglücks. Es half nichts, ihr die Wahrheit verbergen zu wollen, sie holte schließlich die Köchin heraus, die ihr Rede stehen mußte, und sie hatte dieser kaum das Geständnis abgepreßt, daß Fanny den jungen Herrn geschlagen habe — ihrer Tochter wegen — als sie mit ihrem alten Bühnenschrei in das Zimmer des Sohnes stürzte und Fanny, die eben den Eisbeutel füllte, von dem Lager des Verletzten wegriß.

„Ginaus! Ginaus!“ rief sie. „Ginaus aus diesem Gemach! Wie kann man Sie hier lassen! Sie wird meinen Bruno vergiften!“

Fanny schlich wie ein geprügelter Hund über die Schwelle. Ada folgte ihr und tobte im Flur weiter mit rollenden Augen und ihrem vollklingenden Organ: „Mörderin! Sie haben ihm nach dem Leben getrachtet! Und Sie wagen es, sich hier noch blicken zu lassen! Ins Gefängnis gehören Sie! Ihrer Strafe sollen Sie nicht entgegen! Ist denn hier keine Polizei, die gemeingefährliche Personen in Gewahrsam nimmt?“

Dr. Robertus, der die laute Stimme bis in den Garten dröhnen hörte, sprang rasch die Treppe empor.

„Still! Ada! Nicht hier! Nicht jetzt!“ sagte er und blickte seine Frau mit mahnenden Augen an.

„Nein, ich werde nicht still sein! Ich will es hinausschreien, daß sie meinen Sohn mißhandelt hat! Ich begreife euch alle nicht!“

Da seine ruhige Bitte nichts half, schob er Fanny in Brunos Zimmer zurück. „Gehen Sie nur da hinein!“ sagte er.

Ada wollte ihr nach, sie rang die Hände: „Ich muß meinen Sohn schützen!“ rief sie, außer sich vor Aufregung. „Ich fordere Gerechtigkeit, Sühne für ein unerhörtes Verbrechen!“

Aber ihr Mann hielt ihren Arm fest. Mit blassem Gesicht flüsterte er tief bewegt:

„Du willst nicht schweigen — also kann ich dich auch nicht schonen! Dann mußt du eben ohne Vorbereitung hören, was dir die Rippen versiegeln wird: Eben bringen sie das Mädchen — tot. Man hat sie aus dem Einöddach herausgezogen. Bei dem Wasserfall hat sie sich hineingestürzt. Man fand dort ihren Tod und ihr Tuch. Begreiffst du nun, daß du in diesem Augenblick kein Recht hast zu Vorwürfen! Es war ihr Kind, und Bruno ist schuld an ihrem Tod!“

Man hörte unten schwere Schritte. Die Träger kamen mit ihrer traurigen Last.

„O, Gott! Das kann ich nicht sehen!“ stöhnte Ada und hielt sich die Hände vor die Augen und ließ sich in ihr Zimmer führen. „Bricht denn mit einem Male alles über mich herein! Muß denn die Tote bei uns im Hause liegen! Es ist so schrecklich!“

Ihr Gatte gab ihr keine Antwort. Ihm war das Herz wund und weh von diesem fremden Jammer, und er hatte nasse Augen, als er den Bettel las, den Anna an Bruno geschrieben und in ihrer Rocktasche geborgen hatte. Ihm fiel nun auch die harte Aufgabe zu, der Mutter mitzuteilen, daß ihr armes Kind stumm und still zurückgekehrt war in das Haus, da unten lag in dem kleinen Gelaß, das die Parkbäume beschatteten, in dem immer ein grünes Dämmerlicht lag.

Ohne Klage laut hörte Fanny ihn an. Mit unbeweglichem Gesicht stand sie dann vor dem bleichen, jungen Geschöpf, das aus Angst vor ihrer Mutter in

den Tod gegangen war. Was mochte in ihrer Seele vorgehen? Dr. Robertus war bedrückt wie von einem Gefühl der Schuld um des Sohnes willen, aber die Worte der Teilnahme versagten ihm vor ihren harten, verschlossenen Zügen, in denen allmählich wieder finsterner Groll sich ausdrückte, vor diesen tränenlosen Augen, die ihm böse, feindselig, wie drohend erschienen.

Solange die Leiche im Hause blieb, karerte Fanny in dem halbdunklen Zimmer, auch die Nacht blieb sie da; Brunos Stube betrat sie nicht mehr. Das Mitleid mit ihm schien verstiegt vor dem größeren Schmerz.

Tags darauf sollte die Tote auf dem kleinen Friedhof begraben werden als Selbstmörderin an der Kirchhofmauer. Ehe man sie in den Sarg legte, trat der Vater mit strengem Gesicht an Brunos Bett.

„Steh auf! Du sollst Abschied nehmen von dem Mädchen, das dich geliebt hat!“ befahl er.

Mehr aus moralischem Elend als wegen der körperlichen Schwäche war Bruno liegen geblieben; er hätte sich am liebsten die Rippen über die Ohren ziehen und nichts mehr sehen und hören mögen von der Welt! O diese Schmach, die sich nie wieder abschütteln ließ! Das niederdrückende Bewußtsein, gemißhandelt worden zu sein von einer Magd!

In dumpfem Lebensgroll brütete er vor sich hin und sprach kein Wort, wenn er nicht eine Dienstleistung zu verlangen hatte. Der Vater erschien ihm mitleidlos, grausam. Aber er gehorchte in dumpfem Troß und fleidete sich an.

O dieser erste Blick auf den Spiegel war grauenvoll! Sein Gesicht, das ihn immer so hübsch und siegesgewiß anblickte, grinste ihm nun entgegen wie ein fremdes, blutunterlaufen, mit zerquetschter, breitgedrückter Nase, so häßlich, daß es ihn vor sich selber schauderte. Der Anblick war viel, viel schlimmer als die Schmerzen, die er in diesen Tagen ausgestanden hatte.

Ohne ein Wort zu sagen, führte ihn der Vater zu der Toten. Wenn dieser Eindruck ihn nicht erschütterte, sich ihm nicht unauslöschlich in die Seele prägte, dann war auch jeder Vorwurf, jede Mahnung nutzlos. Fanny, die am Fenster saß und einen Kranz flocht, flog aus dem Gemach, als sie Bruno eintreten sah.

Obly hatte weiße Blumen über das Kissen gestreut, das den jugendlichen Körper einhüllte. Ein paar Kerzen brannten und warfen einen zitternden Schein auf das wachsbliche Gesicht, das rührend schön erschien in seiner Starrheit.

Bruno hatte sich mit Troß wappnen, keine Regung verraten wollen, gerade weil er fühlte, daß der Vater ihn zur Strafe, zur Buße hierher geführt. Aber er bebt doch vor Erschütterung.

Und dann legte Dr. Robertus die schlichten Abschiedszeilen Annas in seine Hand.

Auf einem aus einem Notizbuch gerissenen Bettel hatte sie mit Bleistift ihre letzten Worte geschrieben:

„Sei mir nicht böse, daß ich Dir das antue! Ich weiß mir keinen andern Ausweg. Ich hab' so viel Angst vor der Mutter und vor der Zukunft und vor allem, was kommen muß. Für Dich ist es auch besser so, Bruno. So glücklich bin ich gewesen! So Schönes käme in meinem Leben ja doch nicht wieder! Denk manchmal noch an mich, an Dein armes Mädchen!“

Die Augen umflorten sich ihm, wurden ihm schwer von Tränen, und er sank vor dem Lager nieder, drückte die Hände vor das Gesicht und weinte wie ein Kind.

(Fortsetzung folgt.)



Unsere eigenen Anschauungen sind die Führer, die uns durchs Leben ziehn; wir folgen ihnen willig; auch wenn sie uns stets irreführen, so können wir uns, aus Schwachheit, doch nicht von ihnen trennen.

Karl Seder.

Johanna von Bismarcks Briefe von 1870.

Zum 100. Geburtstag des großen Kanzlers erhielt auch seine treue Gattin Johanna v. Bismarck ein schönes und dauerndes Denkmal durch das bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Berlin erschienene Werk „Johanna v. Bismarck. Ein Lebensbild in Briefen“, in dem Professor Eduard Heyd intime Freundschaftsbriefe der Fürstin gesammelt und uns dadurch einen tiefen Einblick in ihr warmherzig liebendes und treusorgendes Wesen eröffnet hat. „Es ist eben mein Leben ein ewiges Sehnen und Sorgen, hin- und herreisend zwischen liebenden und ängstlichen Gefühlen“, schreibt sie am 25. November 1870 an ihre Freundin Frau v. Eisenbecker, und dieser Grundzug ihres Daseins offenbart sich am stärksten in jenen großen Tagen von 1870, da sie den geliebten Mann und zwei Söhne ins Feld schickte. „Der öber-Krieg war dagegen das reine Puppenspiel“, schreibt sie einmal. Höchst anschaulich erleben wir in einem ihrer Schreiben das plötzliche Hereinbrechen der Kriegsgefahr in Vargzin mit: „Ge — Bismarck — zog gleich nach Pfingsten hierher, so daß die ersten 3 Wochen in dauernder Seiterkeit und Zufriedenheit vergingen, deren Eindruck sich noch über die nächste Verläurend verbreitete, trotzdem sie mit Regen überströmt und wir eine Menge fatiguanter Visiten machen mußten. Ende der 4. Woche kam Bucher und Reubell (allein), und so sehr wir uns zum letzten Besuch freuten, wobei Büchlein ja auch nie störend wirkt, — so wurde er doch verängstigt durch die spanische Erbfolgefrage, die plötzlich mit Depeschenüberstürzung in unser ruhiges Dasein fiel, was damit endete, daß Bismarck, Reubell, Büchlein schleunigst nach Berlin mußten, wo sie jetzt mit viel Mühe und Ärger und Schreibernereien geplagt sitzen —, und wir eben den Befehl erhalten, unsere sämtlichen Effekten wieder zusammenzupacken, um ihnen zu folgen, da Bismarcks Rückkehr unsicher, der Krieg aber leider ziemlich sicher sei. Also geht alle Herrlichkeit dahin! Und die Fröhlichkeit, in welche ich meine Feder für Sie, teuerste Lina, tauchen wollte — hat sich in Stöhnen und Klagen so schlimm umgewandelt, daß ich am liebsten heulte und schimpfte wie das aufgeregteste Fischweib, weil ich so unbegrenzte Mut gegen Frankreich empfinde, wie's zum zweitenmal gewiß keine gibt über, unter und auf der Erde! . . . Wie weit die Kriegsgelüste des Schandpads jenseits des Rheins gediehen, wie bald wir ihnen begegnen werden, um uns zu wehren, — davon weiß ich hier nur aus Zeitungen, da Bismarck und Reubell sich nur mit — nach unserer schleunigen Übersiedelung begehlichen — Telegrammieren angestrengt, zu Briefen wohl nicht die geringste Zeit gefunden, worin Jungen ihnen treulich beistehen — und's gänzlich überflüssig zu finden scheinen, uns mit einer Zeile aufzuklären. Um so eifriger packen wir natürlich.“

Ende August berichtet sie dann von Herberts ziemlich schwerer Verwundung; er war eine Nacht in Mariaville geblieben, „wo ihn Bismarck aufgesucht, und weil er das Lazarett zu schauerhaft gefunden, hat er seinen geliebten blessierten Jungen nach Pont-à-Mousson im Diegewagen transportieren lassen und ihn dort behalten, bis er mit Sr. Majestät weiter ziehen mußte, und ihn dann nach Deutschland schickte“. Auch der zweite Sohn Bill war in großer Gefahr. „Bill ist, nachdem sein geschossenes Pferd den letzten Lustsprung mit ihm gemacht, erst für tot liegen geblieben, hat sich dann aber — wieder zur Besinnung kommend — aufgerappelt und ist später gesehen worden auf einem Sattellosen Pferd, Bügel in Uniform auf Brust geknüpft, an jeder Hand einen Dragoner, mit denen er im Galopp davongejagt. So hat's ein Dragoner Bismarck erzählt — der's mir schrieb. Otto geht es Gott sei Dank immer wohl, trotz gräßlichen Strapazen und keiner Ruh' bei Tag und Nacht, und nun der gefangene „ulle Ravian“ (wie ein Berliner ihn neulich nannte) — ist doch das Merkwürdigste, wo je passiert!! Was aber nun werden soll und werden wird, darüber steht Einem Sinn und Verstand ziemlich still! Ich vergehe vor Neugierde!“ Johanna feiert Sedan bereits in Rauheim, wo sie ihren Sohn Herbert gesund pflegt. Ihr Herz schlägt nur für die Lieben draußen im Feld. „Wenn man an das grenzenlose Elend denkt, welches über so viele unserer nächsten Bekannten herabgebrochen“, schreibt sie an ihre Freundin Marie Meister, „so kann man gar nicht froh werden — und hört nicht auf, dem Herrn zu danken, daß man das eine geliebte Kind lebend wieder hat, hört aber auch

nimmer auf zu flehen, daß er den anderen liebsten Jungen und seinen teuren Vater dazu immer gnädig bewahren möge vor Unglück und Gefahr. Ehe ich alle drei nicht wieder glücklich und gesund bei mir habe, werde ich doch wohl nicht ruhig sein können!“ Von Bismarck kommen seltene, aber „geliebte, gesunde Briefe“, in denen von viel Arbeit und Ärger die Rede ist; sie enthalten „Behmutsklänge über Verschleppung des Krieges wegen der albernsten Bombardement-Angst, die immer weiter um sich greift, so daß er jetzt wohl ganz allein dafür predigt, aber leider tauben Ohren, wie häufig.“ Am 20. Januar 1871 hat sie dann bessere Nachrichten, „wofür ich Gott innigst lobe und bitte, daß es nur gewiß gut bleibe und seine Gesundheit so bombenfest und stark werde wie die Domben, welche wir in das verfluchte Sündenneß schleudern; — wenn wir's nur endlich so klein zertrümmert hätten, daß kein Stein auf dem anderen bliebe und die vermaledeichte Menschheit mit — das wäre ein Segen und eine Monne ohne Gleichen!“ Ihr Bill ist wieder an gefährlicherer Stelle, aber da er selbst auf Gott vertraut, „so will ich mich von meinem geliebten Jüngsten nicht übertreffen und beschämen lassen im frohen Vertrauen und auf den Herrn hoffen, daß er ihn mir glücklich heimgeleitet wird.“ Und nun kommt auch bald der große Tag, da sie all ihre Lieben wieder um sich hat, und aus Frau Johanna wird nun die Fürstin Bismarck. Hochmütig wird sie durch diese Ehrung nicht. Alle möglichen, schreibt sie, kommen uns jetzt „zum Fürsten gratulieren, den ich jeden Augenblick vergesse und immer ganz verblüfft dreinschaue, wenn die wohlgefehten Phrasen vom Stapel gelassen werden. Fürstenthum ist nicht — bloß Titel — ich fühle mich also ganz Pfenburg II!! Kinder sind auch nicht — bloß Herbert viel später, wenn Bismarck nicht mehr lebt. Der kaiserliche Brief, welcher die Würde verlieh, war das Beste daran — sehr gnädig, liebevoll könnte man fast sagen, und der persönliche Empfang ebenso.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die patriotischen Puppen von Paris. Die eifrigen Bemühungen Frankreichs, auch die letzten Dinge deutschen Ursprunges aus dem Vannkreis der Tricolore zu vertreiben, haben in Paris und in der Provinz eine Industrie hervorgerufen: die Spielwaren, besonders die Puppen sollen durch nationale Erzeugnisse ersetzt werden. Bislang lieferte Deutschland — vor allem Nürnberg — 80 Prozent der Puppen, mit denen die kleinen Anaben und Mädchen in Frankreich sich vergnügten. Nun aber wird das „feindliche“ Spielzeug aus den Kinderstuben verbannt. „Der Nation ihre Puppen!“ — lautet der Schlußruf der französischen Mütter. Die Pariser Vereinigung der Künste hat in den Champs-Élysées eine Puppenausstellung eröffnet, für die Réo Claretie im „Gaulois“ in das Reflamehorn bläst. Damen der Gesellschaft, Zeichner, Heimarbeiter vom Lande und selbst verwundete Soldaten haben die neuen patriotischen Puppen hergestellt. In einem großen Saal, in dessen Mitte eine Statue der Jungfrau von Orleans steht, sitzen die Arbeiterinnen, die die vielen Puppen zu bekleiden haben. Unter den steinernen Augen der heroischen Jungfrau entstehen die Kleidchen, Kostüme und Uniformen, die den Puppen erst das vollendete patriotische Aussehen geben sollen. Da gibt es Kostüme aus der Vergangenheit, historische Kleidungen aller Arten und Farben. Am zahlreichsten sind selbstverständlich die französischen und alliierten Uniformen: Russen, Engländer, Serben, Italiener, Montenegriner, Belgier, Japaner, Kanadier, Indier, Marokkaner, ja selbst Elässer kämpfen zwischen Felsen aus Pappe, in Wäldern aus Papier und an den Küsten gläserner Meere gegen die Deutschen. Und es erübrigt sich, zu sagen, daß diese kleinen Helden aus Holz und Watte auf allen Ausstellungstischen die gewaltigsten Siege erringen. Und die steinerne Jungfrau von Orleans steht in der Mitte, und sie ist — wenigstens behauptet Claretie dies — „stolz“ auf die Hulldigung der verbündeten Heere. Natürlich gibt es auch Gruppenbilder: die Schlacht bei Oern in einer Schneefelation, eine Parade der verbündeten Truppen auf dem Stanislausplatz in Nancy, ein Panorama der Dardanellen mit dem Golf von Saros und den Schlachtschiffen der Verbündeten, die hier kein deutsches Unterseeboot zu fürchten brauchen. Das größte Kunstwerk unter dem

Puppen ist jedoch ein deutscher Soldat, der nach der Schilderung Clareties so hervorragend naturgetreu gelungen ist, daß man aus seinem Munde das Wort „Kamerad“ zu vernehmen glaubt. . . . Aus diesem so plötzlich in Blüte geschossenen Gewerbe, meint Claretie, wird Frankreich zweierlei Nutzen ziehen: der französische Markt wird bereichert, und die französischen Kinder werden durch den den deutschen Puppen innewohnenden Geist nicht mehr gefährdet werden, sondern mit Puppen spielen, die in Frankreich geboren sind. Fragt sich nur, ob die Kinder, die von Politik wenig beeinflusst zu sein pflegen, besonders wenn es sich um ihr Spielzeug handelt, mit dem Tausch zufrieden sein werden. Jedenfalls werden die Nürnberger Bürger vorläufig keinen Verdienstentgang erleiden, denn sie sind jetzt Soldaten aus Fleisch und Blut, und sie werden mit ihren Kameraden dafür sorgen, daß die französische Seeresleitung sich nach einem Zauberer sehnt, der den niedlichen Holzsoldaten der Champs-Élysées Leben einflößt.

Das Echo. In den Bergen Südtirols hallt heute das Echo so manchen schweren Schusses der österreichischen und italienischen Geschütze wider. Das hätte sich die selige Vergnügungsecho niemals träumen lassen, daß sie einst ihr widerhallendes Organ auf derartige gewaltige Töne und Geräusche werde einstellen müssen. Ovid erzählt uns in den Metamorphosen die rührende Geschichte von dieser Vergnügungsecho, die sich in den durch seine Schönheit berühmten Jüngling Narcissos verliebt hatte. Als sie keine Gegenliebe fand, schwand sie vor Liebeskummer immer mehr dahin, bis von ihr nichts mehr übrig blieb als die widerhallende Stimme. Der schöne Narcissos konnte kein anderes menschliches, göttliches oder halbgöttliches Wesen lieben, weil er, wie bekannt, seit dem Tage, an dem er sein eigenes wunderschönes Bild in einer Quelle erblickt hatte, in sich selbst verliebt war. Auch er schwand aus Liebessehnsucht, deren Objekt also er selbst war, immer mehr dahin, bis er schließlich in die von den Griechen Narcissos genannte Blume verwandelt wurde. In Erinnerung gewiß an die dahingeschwundene Nymphe war bei den alten Griechen das Wort „echo“ weiblichen Geschlechts, und dasselbe Geschlecht trug das Wort ursprünglich auch bei uns. Noch bei Herder können wir lesen: „Eine gleichfühlende Echo“. Unter dem Einfluß der vielen aus dem Italienischen stammenden Wörter wie Konto, Porto, Tempo, Sala, so schreibt uns ein Mitarbeiter, hat „die Echo“ sich nun bei uns in „das Echo“ umgewandelt. Schon um der wunderhübschen klassischen Sage willen müssen wir diesen Geschlechtswechsel eigentlich bedauern. Er ist aber auch sachlich durchaus ungerechtfertigt. Das Echo kann nur ein weibliches Wesen sein, weil es immer — das letzte Wort behält. Mit dem Namen „die Echo“ oder der deutschen Bereicherung dafür „Widerhall“ besetzte man bei uns im 16. und 17. Jahrhundert eine damals häufig geübte poetische Spielerei, die in der echoartigen Wiederholung der Schlussilben einer jeden Strophe eines Wils bestand. In „Des Knaben Wunderhorn“ findet man mehrere derartige Gedichte. In einem von ihnen, das den in der Andreasnacht geübten Zauber behandelt, fragt ein Mädchen am Schluß der ersten Strophe: „Kriege ich keinen (Mann) oder einen?“ Das Echo antwortet: „Einen“. In den weiteren Strophen zeigt sich das Echo nicht so liebenswürdig. Die Frage: „Aber sucht er mir allein / Und sonst keiner zu gefallen“, antwortet es mit „Allen“. Auf die Frage: „Ist er hitzig oder kältlich?“ erwidert es: „Kältlich!“ In diesem Tone geht es dann weiter. Heute gebrauchen wir das Wort „Echo“ nur in der einzigen Bedeutung, die wir mit ihm verknüpfen. Auf seinen Sommerreisen hat jeder von uns sicherlich manches berühmte Echo kennen gelernt. Das bekannteste ist wohl dasjenige des Loreleyfelsens am Rhein, das eine Silbe hiebsehnmal zurückgeben soll. In Adersbach (Böhmen) wiederholt im sog. Felsenmeer das Echo sieben Töne dreimal hintereinander. Am St. Wolfgangsee in der Steiermark betätigt sich das Echo sogar als Wetterprophet; es antwortet nur bei schönem Wetter, schweigt aber bei schlechtem Wetter oder wenn schlechtes Wetter bevorsteht.

Wie die Engländer ein Gesecht gewannen. Folgendes bezeichnendes Geschichtchen wird im „Manchester Guardian“ erzählt: Ein englischer Etappenoffizier, der mit der Überprüfung der Soldatenbriefe betraut war, erwarb nicht wenig, als er auf die folgende Epistel stieß: „Soeben sind wir aus dem Granatenerfeuer gekommen. Es ist das erstemal während der

letzten zwei Monate. Die Deutschen wollten unsere Feldbatterien erobern, aber — bei Gott — wir haben sie ihnen nicht überlassen. Wir haben sie geradezu zu Tausenden getötet.“ Der Brief war von einem Väter an seine Frau geschrieben; und das Erschauern des Offiziers war berechtigt, da seine Beweise mitant dem fraglichen Väter noch niemals aus dem ganz rückwärtsliegenden Etappenlager gekommen waren und überhaupt noch keinen einzigen deutschen Soldaten erblickt hatten. Der Offizier stellte also den phantasiereichen Väter zur Rede, worauf dieser antwortete: „Es ist allerdings wahr, daß ich noch nicht im Feuer gewesen bin. Aber wenn alle Frauen in meiner Heimatstadt über den Krieg sprechen und die Heldentaten ihrer Männer berichten, kann ich doch nicht meiner Frau zumuten, daß sie allein nichts zu sagen weiß.“

Das Rattunkleid unserer Großmütter wieder zu Ehren gebracht hat die Sommermode. Die schlichten Stoffe, die vor ihren kostbaren Mitbewerberinnen um die Gunst der Frauenwelt völlig in den Winkel gedrückt und nur hier und da noch als Hauskleid oder als Sommerfrischkleid für Landaufenthalte verarbeitet wurden, sie sind wieder hochmodem geworden. Der Zug nach Einfachheit, der so sichtbar betont unser gesamtes Leben in andere Bahnen gelenkt, er hat auch ihnen wieder einen Ehrenplatz unter den neuesten Modeerscheinungen verschafft. Aber nicht nur Rattun, sondern auch alle anderen Sommerstoffe, in die unsere Großmütter sich voll Stolz gehüllt, stehen heute der Frauenwelt wieder zur Verfügung und werden sowohl vom lebensfrischen jungen Mädchen wie der reifen Schönen und älteren Frau getragen, oder vielmehr können von jedem Lebensalter getragen werden, sofern die Farben danach gewählt sind. Da ist Lüster, dieses fast unüberwältigliche Strapaziergewebe, als letzte Neuheit vertreten. Ferner Perkal, Leinen, Pique in altväterischer Ausstattung, so daß es uns scheinen will, als hätten sie nur Jagdzugspitze hinstreckt in guter Verwahrung bis jetzt geruht. Die kleinen Streublümchen, Kränzchen, Bufeits und Tupfen meinen wir alle schon einmal gesehen zu haben an jenen Kleidern, die als letzte Zeugen längstvergangener Zeiten hier und da in den Schränken sich bargen und bei ihrem Finden mit ihren Falteln, Knäulen und weiten Bauernröcken uns so hoch entzückten. Nun, auch diese sind an den kommenden Sommerkleidern wieder in reichem Maße vorhanden, und da alle zu grellen und schreienden Farben, dem Ernst der Zeit Rechnung tragend, an ihnen vermieden wurden, so ist die Illusion einer Wiederkehr alter Moden nur um so größer. Unter dem feinen, zarten Pastellönen der Grundfarben steht ein leichtes Felsgrau oben an. Gestreift oder gerüstet, sowohl in bunt wie auch mit schwarzen und weißen Effekten durchsetzt, zeigt es immer gefällige Musterung und eignet sich in den stumpfen Tönen auch zur Halbtrauer. Zu diesem Zweck ist auch ein Koppensstoff in schwarz-weiß-grau, kariert und gestreift, bestimmt, ebenso ein Sträufelstoff ähnlicher Musterung. Praktischen Zwecken sollen dagegen die dicken Popelins, Krepps und Schwammstoffe in Baumwolle dienen, die oft als einzigen Auspruch nur kräftige Klappspitzen erhalten. Feine, Nargenmusterter Zwirnspitzen finden dagegen reiche Verwendung an den wieder gern getragenen Moll-, Batist-, Musselin-, Opal- und Kreppschiffonstoffen, zu denen sich, wie in jedem Sommer, auch der unverwundliche Tüll gesellt, neuer hochmodem in ähnlicher farbiger Tupfen- und Sträufchenmusterung wie der duftige Moll.

Bauernblumen als Garnitur der Sommerhüte, dieser freitkempigen, flachen „Sonnenschüler“, scheinen sich zunehmender Beliebtheit zu erfreuen. Schon hat sich die gelbe und schwarze Riesenmarguerite neben der Königin der Blumen, die Rose, gedrängt, so daß es uns scheinen will, als wäre jede zweite Form, die wir garniert erblicken, mit ihr versehen. Aber auch all die zierlichen Blüten der minder bekannten Bauernblumen, wie Goldblat, Klei, Mittersporen, blühende Herzen, Zinnerarien, Maßliebchen, Lobelien usw. erheben mit Nachdruck Anspruch auf Beachtung und zeigen sich in zierlichen Gewinden und gefälligen Sträußchen oder bußig zwischen Tüllkräusen und Rosetten geschmiegt, wie eben gebrochene Einzelzweige. Auch Felsblumengestecke und Kränze sowie goldgelbe Ähren mit einzelnen Felsblumen vereint, werden auf breitrandigen Schwingern gern als nicht zu volle Garnitur geboten, wobei schmale Schleifen und Platterbänder aus schwarzem Samtband die reizvolle Farbenpracht der Blüten noch heben.